

Mitteilungen  
der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.

Heft 19  
8. Jahrgang / 2021



*Gottfried Benn*  
**GOTTFRIED-BENN-GESELLSCHAFT e.V.**

ISSN 2627-6437

## **Mitteilungen der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V., Heft 19, 8. Jahrgang / 2021**

ISSN 2627-6437

### **Impressum**

ISSN 2627-6437

Redaktion und Layout: Dr. Peter Lingens

Inhalt, Form, Zitierweise sowie Nachweise der Rechteinhaber von Textzitatzen und Abbildungen verantwortet der Autor.

Umschlag: Nachbildung des Benn-Portraits von Else Lasker-Schüler, 1913 (Peter Reinke, Osnabrück)

Druck: dokuPrint, Frankfurt am Main

Das Copyright liegt bei den Autoren sowie bei der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V., vertreten durch den Ersten Vorsitzenden.

E-Mail: [info@gottfriedbenn.de](mailto:info@gottfriedbenn.de)

Internet: [www.gottfriedbenn.de](http://www.gottfriedbenn.de)

Postanschrift:

Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V.

c/o NUK – Dr. Stefan Muffert

Gustav-Adolf-Str. 8

97422 Schweinfurt

## Gottfried Benn 1928–1938

### Harald Steinhagen

Der hier abgedruckte Beitrag, der noch einmal zeigen soll, wie es einem erging, der 1933 mitmachte, obwohl er dazu keineswegs eindeutig prädisponiert war, wird sich weitgehend an den biographischen und zeitgeschichtlichen Daten und Fakten orientieren, wird den Blick also noch einmal auf die Biographie eines Mannes richten, der als einziger Autor von Rang 1933 nicht nur nicht in die Emigration ging, sondern sich dem neuen nationalsozialistischen Regime zunächst ohne Zögern zur Verfügung stellte, nicht begeistert zwar, aber doch mit großem Ernst und einer Entschlossenheit, die persönliche Rücksichten – etwa gegenüber dem von Benn verehrten Heinrich Mann – nicht gelten ließ. Diese Daten und Fakten werden hier so vollständig wie möglich zusammengetragen und in einem sachgemäßen Zusammenhang dargestellt, wobei das Meiste seit langem bekannt ist. Aber vermutlich sind auch ein paar Details dabei, die manchen Benn-Lesern und -freunden noch nicht bekannt sind. Besonders bedeutsam scheinen mir hier zu sein: der Tagebucheintrag, den Oskar Loerke 1933 nach einem Telefongespräch mit Benn notiert hat, Benns Brief vom 4.6.1935 an E. Büller über E. Reiss und der Brief Heinrich Himmlers, mit dem der Reichsführer SS 1937/38 seine schützende Hand über Benn gehalten hat. Um solcher Details willen mag es – so hoffe ich – sinnvoll sein, den Beitrag, der vor Jahren als Vortrag im Rahmen einer Reihe „Erinnerungsarbeit“ der Volkshochschule Bonn gehalten worden ist, hier zu publizieren, und sei es auch nur zur Auffrischung der Erinnerung bei den Lesern.

Gottfried Benn, geboren 1886, gestorben 1956 im Sommer, „wenn alles hell ist und die Erde für Spaten leicht“<sup>1</sup>, war Schriftsteller – früher hätte man gesagt: Dichter –, war primär Lyriker, daneben Essayist und Verfasser von viel zu wenig beachteten Prosa-Arbeiten. Aber Benn war nicht nur Schriftsteller, er war auch Mediziner – eine Kombination, die in Deutschland gar nicht so selten ist: man denke an Benns Kollegen Döblin und an Schnitzler, Büchner, Schiller oder Albrecht von Haller. Als Arzt hatte er seit 1917 in Berlin eine

---

<sup>1</sup> So im Gedicht „Was schlimm ist“ aus den „Destillationen“: 1,264 (3,280). – Zitiert wird nach: Gottfried Benn: Sämtliche Werke, Stuttgarter Ausgabe, in Verbindung mit Ilse Benn hrsg. von Gerhard Schuster u. Holger Hof, 7 in 8 Bänden, Stuttgart 1986–2003. Alle Stellenangaben nach dieser Ausgabe, in Klammern dahinter Stellenangaben nach der alten vierbändigen Ausgabe von D. Wellershoff.

Praxis für Haut- und Geschlechtskrankheiten, mit der er oft eher schlecht als recht seinen Lebensunterhalt erwarb. Reichte dieser zeitweise auch nur zu einer „proletarischen Existenz“<sup>2</sup>, so war Benn doch immerhin nicht gezwungen, nur von seinen Einkünften als Schriftsteller zu leben, was ihm, der kein Erfolgsautor war, auch zu keinem Zeitpunkt möglich gewesen wäre.

Die Verkaufszahlen seiner Bücher waren immer verschwindend klein; zweite Auflagen sind mir nur von den kleinen Gedichtheften der 1950er Jahre im Limes-Verlag bekannt. Im Jahr 1926 rechnet er, vierzigjährig, in einem kleinen Essay unter dem Titel „Summa summarum“ einmal zusammen, was er bis dahin durch seine Publikationen eingenommen hat: insgesamt 975 Mark, d. h. 4,50 Mark im Monat.<sup>3</sup> Verständlich also, daß der Arztberuf, so wenig er auch abwerfen mochte, für Benn lebensnotwendig war, zumal er ihm auch schriftstellerisch seine Unabhängigkeit sicherte. Er konnte als Autor ohne Vorbehalte und Rücksichten schreiben, konnte sich so radikal und kompromißlos artikulieren, wie es seiner unbequemen Denkrichtung und seinen unkonventionellen Ausdrucksbedürfnissen entsprach.

Aber Benn war nicht nur Schriftsteller und Mediziner, er war auch fast 15 Jahre seines Lebens Soldat. Sein medizinisches Studium an der Berliner Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, der sogenannten Pépinière, das er im März 1912 mit Staatsexamen, Promotion und Approbation abgeschlossen hatte, verpflichtete ihn zum aktiven Dienst als Offizier, aus dem er freilich schon im Herbst 1912 aus gesundheitlichen Gründen wieder entlassen wurde. Ärztliche Tätigkeiten an verschiedenen Berliner Krankenhäusern schlossen sich an; u. a. war er Assistent am pathologisch-anatomischen Institut des Westend Krankenhauses, hatte dort in wenigen Monaten fast 300 eigenhändige Sektionen vorzunehmen. Mit dem Kriegsbeginn 1914 wurde Benn sogleich wieder einberufen, nahm als Sanitätsoffizier an der Erstürmung Antwerpens teil, wurde dann in die Etappe nach Brüssel versetzt, wo er als Arzt in einem Prostituiertenkrankenhaus tätig war und mit Sternheim, Flake, Carl Einstein und Hausenstein in Verbindung stand, bis er, vermutlich erkrankt, 1917 aus dem Dienst entlassen wurde und in Berlin seine Praxis eröffnete. Aber noch einmal entschließt Benn sich, wieder Soldat zu werden: 1935 läßt er sich, um aus allen Schwierigkeiten in Berlin herauszukommen, reaktivieren, wählt die Reichswehr, die es damals noch war, als die ihm gemäße und von ihm so genannte 'aristokratische Form' der Emigration,<sup>4</sup> ist als Sanitätsoffizier in Hannover tätig, läßt

---

<sup>2</sup> So vermutlich in einem Brief, jedenfalls an einer Stelle, die ich z. Z. nicht wieder finde.

<sup>3</sup> 3,162 u. 165 (4,15 u. 18).

<sup>4</sup> So in einem Brief an Oelze: Nr. 16 vom 18.11.1934. Nach der Ausgabe: Gottfried Benn, Friedrich Wilhelm Oelze, Briefwechsel 1932–1956, 4 Bde., hrsg. von Harald Steinhagen, Stephan Kraft u. Holger Hof, Göttingen 2016.

sich aber 1937 wieder nach Berlin versetzen, wo er seit 1939 beim OKW im berüchtigten Bendlerblock seine eigene Dienststelle hat und für die Versorgungsansprüche derer zuständig ist, die im 'Dienst fürs Vaterland' zu Schaden gekommen sind: „Meine Tätigkeit ist natürlich geringfügiger Art, aber es ist in der Centrale“, schreibt er bei Kriegsbeginn in einem Brief.<sup>5</sup> Fortan ist er stets bestens über den Kriegsverlauf informiert, gibt seine Kenntnisse auch immer wieder ohne Rücksicht auf die Gefahren brieflich an Oelze weiter, so etwa am 14. Dezember 1941: „'Es knistert im Gebälk', sagte kürzlich – authentisch – einer der berühmtesten Namen, den jeder kennt, in kleinstem Kreis, 'nur gut, dass erst wenige wissen, dass das Schlusskapitel längst begonnen hat'." <sup>6</sup>

Mit allen drei Rollen, der des Schriftstellers, des Arztes und des Offiziers, gerät Benn in den Jahren 1933/34 wegen seines und trotz seines Engagements für den NS-Staat in existenzbedrohende Schwierigkeiten, die auch damit zusammenhängen, daß er zunächst in selbstverordneter Blindheit nicht sehen wollte, was ihn trotz der wirklichen oder scheinbaren Nähe von den neuen Machthabern und ihrem Gefolge trennt.

Er war – das sei hier schon mit aller Deutlichkeit gesagt – nie Mitglied der Partei oder einer ihrer Organisationen, hat den Eintritt auch zu keinem Zeitpunkt erwogen, hat auch den Antisemitismus der Partei und ihrer Anhänger nie geteilt. So schien es jedenfalls lange Zeit. Aber diese Einschätzung ist nicht mehr haltbar, seitdem Benns Brief vom 4.6.1935 an E. Büller publiziert ist, in dem Benn sich höchst verärgert und wütend über Erich Reiss, seinen früheren Verleger, äußert und dann verallgemeinernd schreibt: „So sind Juden: erst lauschen u wittern sie, ob man sie rausschmeisst,“ – gemeint ist wohl: aus Restaurants und Hotels – „schmeisst man sie nicht raus, werden sie frech. Mein Bedarf an Juden ist gedeckt. An R. auch. Das war der Schwanengesang. Es ist eine dreckige Rasse. Die Hölle über sie!" <sup>7</sup>

Gleichwohl ist das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden an dieser offenbar einmaligen Verärgerung Benns nicht zerbrochen. Mindestens ein weiterer Brief, in dem Benn sich allgemein kritisch über die Juden äußert, findet sich in den Briefen an Gertrud Zenzes, die Stephan Kraft und Holger Hof herausgeben und die im Herbst 2021 erscheinen sollen.<sup>8</sup> Fast könnte man es als eine Form objektiver Ironie bezeichnen, daß Benn selbst trotz seiner Herkunft aus einem protestantischen Pfarrhaus immer wieder

---

<sup>5</sup> An Oelze: Nr. 264 vom 10.10.1939.

<sup>6</sup> An Oelze: Nr. 327 vom 14.12.1941.

<sup>7</sup> Zitiert nach Gottfried Benn: „Absinth schlürft man mit Strohalm, Lyrik mit Rotstift“, Ausgewählte Briefe 1904–1956, hrsg. u. komm. von Holger Hof, Stuttgart, Göttingen 2017, Brief Nr. 78, S. 78.

<sup>8</sup> Vgl. Anm.7, Brief Nr. 64, S. 62f.

verdächtigt wird, Jude zu sein, obwohl er es nicht war. Doch er war mit jüdischen Künstlern und Intellektuellen befreundet und bekannte einmal (1935): „Nächst dem jüdischen ist mir ja das adlige das liebste Milieu. Auch hier etwas Überlegenes u. man könnte sagen: Unnordisches, eben: Verfeinerung“.<sup>9</sup> Noch unmittelbar nach der Reichspogromnacht mußte er miterleben, wie sein alter Freund, der Verleger Erich Reiss, „den Weg seiner Rasse ging, abgeholt wurde am Donnerstag [...] u. verschwand, der mir als Letzter der vergangenen Epoche nicht nur oberflächlich nahe stand u. den ich auch jetzt noch ab und zu sah“.<sup>10</sup>

Trotzdem bleibt es eine Tatsache, wenn auch eine schwer begreifliche: Gottfried Benn hat fast als einziger Autor von Rang das Regime, das am 30. Januar 1933 zur Macht gelangte, zunächst nicht bloß widerwillig oder halbherzig, sondern mit unzweideutiger Entschlossenheit unterstützt. „Vortrag Benns im Rundfunk. Stramm für heroische Unterdrückung der Intellektuellen“, notiert Oskar Loerke nach Benns Rede über den „Neuen Staat und die Intellektuellen“ vom 24. April 1933 in seinem Tagebuch.<sup>11</sup> Und Benn selbst in einem Brief vom selben Tag über diese Rede:

„Die Sache ist schwierig. Auf Finessen lasse ich mich nicht ein. Mir liegt daran, zunächst mal öffentlich zu zeigen, daß ein Intellektueller, der Zeit seines Lebens auf Klasse gehalten hat, trotzdem zum neuen Staat positiv stehen kann, stehen muß! [...] Alle müssen den Staat stützen, unser aller Leben und Existenz hängt davon ab. Man kann es gar nicht ernst genug sehen.“<sup>12</sup>

Mit welcher unbegreiflichen Konsequenz Benn dazu entschlossen war, beleuchtet schlaglichtartig eine weitere Eintragung Loerkes in seinem Tagebuch. Am 22. April, also zwei Tage vor dem eben zitierten Brief und der Rundfunkrede, notiert er:

„Gestern rief Benn an, er war bei der Uraufführung des Johstschen Schlageter. Vom Kommissar Rust als persönlicher Gast geladen, ebenso zu einem Bierabend. Bei der Vorstellung waren Stehr, Emil Strauß, Schäfer, Kolbenheyer, Schaffner, Peter Dörfler, Blunck. [...] Benn nahm Anmaßung und Feindlichkeit wahr. Er meinte, wir würden nicht nur ausgeschaltet, sondern auch körperlich vernichtet werden.“<sup>13</sup>

---

<sup>9</sup> An E. Büller (Nr. 122 vom 4.12.1935). Gottfried Benn: Briefe an Elinor Büller 1930–1937, hrsg. von Marguerite Valerie Schlüter, Stuttgart 1992, S. 119.

<sup>10</sup> An Oelze: Nr. 244 vom 14.11.1938.

<sup>11</sup> Oskar Loerke: Tagebücher 1903–1939, hrsg. v. H. Kasack, Heidelberg, Darmstadt 1955, S. 272.

<sup>12</sup> An C. Werckshagen, in: Limes-Lesebuch, II. Folge, Wiesbaden 1958, S. 51f.

<sup>13</sup> Loerke: Tagebücher, S. 271.

Das ist es, was ich vorher meinte, wenn ich von Benns selbstverordneter Blindheit sprach. Denn er ließ sich zunächst trotzdem nicht davon abhalten, diesen neuen Staat zu unterstützen.

Um sich klar zu machen, wie Benn zu dieser Haltung kommen konnte, muß man kurz auf seine Entwicklung zurückblicken und sich seine Stellung in der Öffentlichkeit vergegenwärtigen, die sich um 1928 schlagartig ändert. Seit seinen Anfängen im Jahr 1912, als Benn mit den aggressiv-schockierenden Gedichten der „Morgue“ maßgeblich an der Begründung des Expressionismus beteiligt war und von da an im „Pan“, im „Neuen Pathos“, im „Sturm“, in den „Weißen Blättern“ und regelmäßig in der „Aktion“, der wohl bedeutendsten expressionistischen Zeitschrift, publizierte, mit deren literarisch und politisch engagiertem Herausgeber Franz Pfemfert er, wie mit Else Lasker-Schüler, Carl Sternheim und Carl Einstein, in freundschaftlicher Verbindung stand, – seitdem war sein Name als der eines zynisch-avantgardistischen Lyrikers im kleinen Kreis der Literaten und Kritiker ein Begriff, ohne daß dabei Fragen der politischen Einstellung eine Rolle gespielt hätten. Daran ändert sich auch in den zwanziger Jahren zunächst nichts. J. R. Becher schickt ihm 1926 „mit herzlichem Gruß“ ein Exemplar seiner „Maschinenrhythmen“, Brecht im Jahr darauf ein Exemplar der „Hauspostille“, Hermann Kesten noch 1932 ein Exemplar des „Scharlatan“<sup>14</sup>. Mit George Grosz, zu dessen satirischen Bildern und Zeichnungen Benns Lyrik geradezu den Text zu formulieren scheint, ist er befreundet, ebenso mit seinem jüdischen Verleger Erich Reiss. Der Durchbruch in die Öffentlichkeit gelingt Benn, dem Einzelgänger und Außenseiter, der er bis dahin war, in den Jahren 1927/28 mit dem Erscheinen seiner „Gesammelten Gedichte“ und seiner „Gesammelten Prosa“, die in zahlreichen, vorwiegend anerkennenden Besprechungen gewürdigt werden. Von nun an kann er davon ausgehen, daß seine Stimme in der Öffentlichkeit gehört wird, und er fühlt sich verpflichtet, bei den Analysen der 'geistigen Situation der Zeit' mitzureden und zur Überwindung des Nihilismus eine Kunsttheorie zu entwickeln, die der Kunst eine gesellschaftliche Funktion zuschreibt.

Damit beginnt jene Phase in Benns Lebensgeschichte, die gut zehn Jahre umfaßt und als Einheit gesehen werden muß, d. h. sie endet 1938 mit dem Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer und hat ihren Kulminationspunkt eben im Jahr 1933. Die Anerkennung, die Benn von nun an zuteil wird, zeigt sich bereits an einer Reihe von Fakten: Im Juni 1927 erhält er erstmals die Möglichkeit, im Rundfunk Gedichte zu sprechen. Anfang 1928 wird er in den PEN-Club aufgenommen. Die großen Berliner Zeitungen öffnen sich

---

<sup>14</sup> Gottfried Benn: Lyrik und Prosa, Briefe und Dokumente, Eine Auswahl, hrsg. von M. Niedermayer, Wiesbaden 1962, S. 75, 76, 109 (Faksimile-Abdrucke).

ihm, ebenso die bedeutendsten Zeitschriften: „Die literarische Welt“, „Der Querschnitt“, „Die Weltbühne“ und nicht zuletzt die „Neue Rundschau“, die einige seiner wichtigsten Essays publiziert, darunter 1932 im berühmten Goethe-Heft seinen Aufsatz „Goethe und die Naturwissenschaften“, der zur lebenslangen Freundschaft mit F. W. Oelze aus Bremen führt.

Die Verbindung mit dieser Zeitschrift ergibt sich aus der Bekanntschaft mit Oskar Loerke, dem Cheflektor bei Fischer, der als Sekretär der Preussischen Akademie der Künste 1932 Benns Wahl in die Akademie gewiß freundschaftlich unterstützt hat. Vorher schon, 1931, sucht der Komponist Paul Hindemith die Zusammenarbeit mit Benn, aus der ein großes Oratorium mit dem Titel „Das Unaufhörliche“ hervorgeht, außerdem der Fragment gebliebene Text für eine sozialkritische Oper „Die Möbelpacker“. Auch im Ausland, vor allem in Paris, wird man, vermittelt wohl durch Carl Einstein, auf ihn aufmerksam, wie erste Übersetzungen von Gedichten und Prosa in den Zeitschriften „La revue européenne“ und „Transition“ zeigen.<sup>15</sup>

Diese Aufnahme des Außenseiters und Einzelgängers in die Gesellschaft vollzieht sich freilich, was nicht übersehen werden darf, während der großen Wirtschaftskrise, die zur Radikalisierung der politischen Auseinandersetzungen führt und die Weimarer Republik in ihre letzte Krise treibt. Ihre Krise ist zugleich die Krise des Bürgertums, auch für die bürgerlichen Intellektuellen, die sich genötigt sehen, ihre Stellung in der Gesellschaft zu überprüfen und sich bewußt für ein politisches Lager zu entscheiden, oft – wie bei Walter Benjamin oder mit umgekehrtem Vorzeichen bei Benn – mit deutlichen Symptomen der Überidentifikation. Das wirkt sich auch auf die Literatur aus, wie das Aufbrechen der Gegensätze zwischen den linken und linksradikalen und den bürgerlich-liberalen oder konservativen Schriftstellern an vielen Stellen erkennen läßt, und Benn wird sogleich, zunächst ohne eigenes Zutun, in politisch-literarische Kontroversen hineingezogen. Zuerst im Juli 1929 durch eine Rezension der „Gesammelten Prosa“ von Max Hermann-Neisse in der „Neuen Bücherschau“, die den Dichter Benn gegen die „literarischen Lieferanten politischer Propagandamaterialien“ und die „schnellfertigen Gebrauchspoeten“ ausspielt<sup>16</sup> und mit dieser Provokation bewirkt, daß J. R. Becher und E. E. Kisch, beide Redaktionsmitglieder dieser Zeitschrift, ihre Mitarbeit aufkündigen und sich polemisch von Benn und seinem Rezensenten distanzieren. Um Kritik geht es dabei schon gar nicht mehr: die „widerliche Aristokratie, die aus jeder Zeile des Bennschen Prosa-buches stinkt“, genügt Kisch, um in Benn einen Gegner der eigenen Sache

---

<sup>15</sup> Vgl. Gottfried Benn 1886–1956, Ausstellung u. Katalog Ludwig Grewe in Zusammenarbeit mit Ute Doster u. Jutta Salchow, Marbach 1986 (= Marbacher Kataloge 41), S. 116f.

<sup>16</sup> Benn – Wirkung wider Willen, Dokumente zur Wirkungsgeschichte Benns, hrsg., eingel. u. komm. von P. U. Hohendahl, Frankfurt a. M. 1971, S. 128.



zu erkennen.<sup>17</sup> Damit gerät Benn selbst in das Zentrum der öffentlichen Kontroverse, in deren Verlauf sich dann auch Klaus Mann und Ludwig Marcuse für ihn einsetzen, bekennt sich in einem essayartigen Brief an den Herausgeber der „Neuen Bücherschau“, gedruckt unter dem Titel „Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit“, zu jener Aristokratie, die Kisch ihm vorgeworfen hat, und vertritt die Auffassung, daß die Kunst nur sich selbst verpflichtet sei. Damit fällt er zugleich in sein altes geschichts- und gesellschaftsfeindliches Denken zurück: „Schaurige Welt, kapitalistische Welt“<sup>18</sup> – so wird die Realität samt den Kräften, die sich für ihre Veränderung einsetzen, von Benn abgetan.

Gleichwohl sucht er als Autor, der in der Öffentlichkeit gehört wird, seine Stellung in der Gesellschaft und die Funktion seiner Kunst doch auch positiv zu bestimmen. Dies geschieht außer in einer Reihe von Essays auch in einer öffentlichkeitswirksamen Rede: Benn, der vor ein paar Jahren noch der unbekannteste Außenseiter war, erhält den ehrenvollen Auftrag, Heinrich Mann auf einem Bankett des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller zu seinem 60. Geburtstag die Festrede zu halten, die wiederum zu einer öffentlichen Kontroverse führt, weil Benn, statt den engagierten Demokraten und geistigen Repräsentanten der Weimarer Republik zu würdigen, seine Bewunderung Heinrich Manns – des „Meisters, der uns alle schuf“<sup>19</sup> – ganz auf das Artistentum seines Frühwerks beschränkt. Von hier aus sucht Benn dem Ästhetischen eine gesellschaftliche Funktion zuzuschreiben, und zwar der Kunst als Kunst in ihrer autonomen Gestalt. Geht nicht, so fragt Benn<sup>20</sup>, anknüpfend an Nietzsches Forderung nach einer antimetaphysisch-artistischen Weltanschauung, vom Ästhetischen, wie es sich in Heinrich Manns Werk manifestiert, „ein Gegenzug“ aus,

„nicht der Kranichzug der Geistigen über dem Volk, sondern ein Zug der Hilfe gegen dies schlimme deutsche Gefühl, daß auf dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, ein Gegenzug der Ordnung, der räumlich-geistigen Ordnung, der erarbeiteten Formen, der Gestalt, der Diesseitigkeit, der Latinität?“

Im Blick auf Frankreich entwirft Benn, der sich ein Jahr vorher bereits für eine Versöhnung von Deutschland und Frankreich ausgesprochen hat<sup>21</sup>, in der Heinrich-Mann-Rede geradezu ein Programm der ästhetischen Erziehung für die Deutschen. Nicht: am deutschen Wesen soll die Welt genesen,

---

<sup>17</sup> Ebd. S. 134.

<sup>18</sup> 7/1,176 (4,217).

<sup>19</sup> 3,321 (1,138).

<sup>20</sup> 3,319 (1,414).

<sup>21</sup> So in „Frankreich und wir“, 3,225–231 (1.58–65).

sondern: das deutsche Unwesen soll am klassischen Geist der Latinität, wie er in der romanischen Welt stets gegenwärtig war, sich bilden „in Richtung auf ein neues europäisches Ethos“<sup>22</sup> der Form und der Klarheit.

Aber auch diese Rede wird wegen ihrer einseitigen Ausrichtung von Bennis Kollegen – von Döblin, Arnold Zweig und Brecht, nicht aber von Heinrich Mann selbst, der die Rede entschieden geschätzt hat<sup>23</sup> – als Provokation empfunden. Werner Hegemann, Architekt, Stadtplaner und sozialkritischer Autor, reagiert auf sie in seinem Artikel „Heinrich Mann? Hitler? Gottfried Benn? Goethe?“, in dem er Benn auf eher plumpe Weise dem faschistischen Lager zuordnet. Doch auch Klaus Mann, Bennis größter Verehrer in jenen Jahren, sieht die Gefahr, daß dieser sich ungewollt im faschistischen Lager wiederfinden könnte, und sucht ihn davor zu warnen. Verteidigt wird Benn dagegen von Ludwig Marcuse,<sup>24</sup> während „Der Angriff“ ihn und Heinrich Mann als „Kurfürstendammjournaille“ und „Defaitisten“ attackiert.<sup>25</sup> Benn selbst wehrt sich in seiner eigenen Stellungnahme dagegen, widersetzt sich mit einer polemischen Spitze gegen die „geistigen Schwammigkeiten des parteimäßig organisierten Somnambulismus“<sup>26</sup> dem Abdrängen ins Lager der Rechten, will sich um keinen Preis politisch vereinnahmen lassen und glaubt sich aus der Polarisierung der politischen Kräfte in der Endphase der Weimarer Republik heraushalten zu können. Er zieht sich zurück auf die vermeintlich apolitische Position des Geistes, der in seiner Unabhängigkeit über den Parteien stehen soll, und hält die Preußische Akademie der Künste, die ihn auf Vorschlag von Heinrich Mann, dem Vorsitzenden der Sektion für Dichtkunst, am 29. Januar 1932 zu ihrem Mitglied wählt, für den institutionellen Garanten eben dieser Unabhängigkeit des Geistes.

Wohl an keinem anderen Fall in der neueren Literatur zeigt sich so deutlich wie am Fall Benn, daß ein Denken, welches sich als zeitenthoben und überparteilich versteht und sich an geschichtliche Bedingungen nicht gebunden glaubt, dann im entscheidenden Moment von diesen geschichtlichen Bedingungen eingeholt wird und ihnen hilflos ausgeliefert ist: Die Geschichte spielt Benn gleichsam einen Streich, indem sie ihm in den politischen

---

<sup>22</sup> 3,318 (1,414).

<sup>23</sup> Vgl. H. Mann an G. Benn, Brief vom 15.6.1931, Katalog S. 133; vgl. auch den Brief H. Manns vom 25.4.1931, Katalog S. 135.

<sup>24</sup> Alle drei Beiträge (Hegemann, Klaus Mann, Ludwig Marcuse) in: Benn – Wirkung wider Willen.

<sup>25</sup> 3,325 (4,233) – „...wie nicht mehr seit Homer!“ in: Der Angriff, Das deutsche Abendblatt in Berlin, Herausgeber: Dr. Goebbels, 30. März 1931. Der Titel zitiert eine Stelle aus Bennis Rede. Die von Benn verwendeten und oben zitierten Ausdrücke sind keine ganz wörtlichen Übernahmen aus dem Artikel, der mir als Kopie vorliegt.

<sup>26</sup> 3,325 (4,233).

Vorgängen von 1933 und ihrer propagandistischen Verherrlichung das, was er bisher nur gedacht und zum eigenen künstlerischen Selbstverständnis entwickelt hat, als reales geschichtliches Ereignis vorführt. Und darauf fällt er herein, weil er in seiner individuellen Monomanie so sehr auf sich selbst fixiert ist, daß ihm die Realität nur die eigene ästhetische Theorie zu bestätigen scheint.

Was Benn anfangs am Nazi-Regime beeindruckt, ist vermutlich nicht so sehr dessen Irrationalismus, das Gerede von Blut und Boden, Rasse, Volksgesundheit oder der Mythos des 20. Jahrhunderts, sondern das ganz offene Bekenntnis zum Machtprinzip: Benn sieht im totalitären Machtwillen und seiner energischen Durchsetzung sowie in den ideologischen Verheißungen des faschistischen Staates, der die Massen durchgreifend organisiert, sie nach der Idee einer von allen Partikularinteressen gereinigten Volksgemeinschaft zu einer angeblich substantiellen Einheit zusammenschmiedet und der zerrissenen Nation so ihre Erlösung aus der Zerrissenheit ästhetisch-haluzinatorisch vorgaukelt – Benn sieht darin denselben konstruktiven Geist praktisch auf dem Feld des Politischen am Werk, den er seit Beginn der 30er Jahre im Ästhetischen gefordert und vorhergesagt hat: am deutlichsten in der Akademie-Rede von 1932, in der er als Antwort auf die „formfordernde Gewalt des Nichts“ für die Kunst einen „haluzinatorisch-konstruktiven Stil“ konzipiert.<sup>27</sup> Dieser Stil der Zukunft ist das Werk des „konstruktiven Geistes“, der sich der „formfordernden Gewalt des Nichts“ stellt und es künstlerisch zu resubstantialisieren sucht.<sup>28</sup> Dabei ist das Nichts die entqualifizierte und entsubstantialisierte Realität in ihrer absoluten Nichtigkeit, ist für Benn auch die in lauter atomisierte Einzelne aufgelöste formlose Masse, die nichts mehr verbindet, die nichts substantiell Gemeinsames mehr besitzt, die weder als Volk noch als Nation eine gemeinsame Identität mehr hat, auch als Klasse nicht, die nur noch als Arbeitskraft in einem Prozeß ohne Sinn und Zweck verbraucht wird, nur noch vor sich hin vegetiert, ohne wirklich zu leben. Aber diese form- und leblose Masse von Menschen, dieses Nichts, verlangt – so Benns These – nach Form und Substanz, nach Resubstantialisierung, die Leben im höheren Sinne des Begriffs erst wieder ermöglichte. Diesem elementaren Bedürfnis stellt sich der moderne Künstler mit seiner „Moral der Form“<sup>29</sup>, ihm dient er, indem er durch ästhetische Formung dem Nichts, der chaotischen Realität, Substanz verleiht und es wieder zum Leben erweckt, wenn auch nur ästhetisch durch die Kunst. Die latente politische Virulenz dieses Kunstkonzepts offenbart sich Benn dann in den realen Ereignissen des

---

<sup>27</sup> 3,392 (1,438).

<sup>28</sup> 3,394 (1,151).

<sup>29</sup> 4,87 (1,252).

Jahres 1933, und so erliegt er der Verführung, sich zum NS-Staat zu bekennen, in dessen Vertretern er sogar „artistisch produktive Typen“<sup>30</sup> zu finden glaubt.

Die geeignete Basis für seine entschlossene Mitarbeit am Aufbau des neuen Staates sieht Benn allerdings nicht in der Partei, sondern vor allem in der Preußischen Akademie. Die aber ist, als vom Staat unterhaltene Institution, gleich nach dem 30. Januar in ihrer Existenz bedroht, weil Heinrich Mann und Käthe Kollwitz sich mit ihren Unterschriften unter einem „Dringenden Appell“ des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes, der am 14. Februar an den Berliner Litfaßsäulen hängt, an einer Warnung vor der aufkommenden „Barbarei“<sup>31</sup> beteiligen. Um den Bestand der Akademie nicht zu gefährden, nimmt Benn es in Kauf, daß der von ihm geschätzte Heinrich Mann am 15. Februar gezwungen ist, sein Präsidentenamt niederzulegen, und, wie auch Käthe Kollwitz, aus der Akademie ausscheidet. Benn glaubt, daß die Akademie sich nicht gegen den Staat stellen dürfe, sondern ihre satzungsgemäßen Aufgaben weiterhin – freilich „im Sinne der veränderten geschichtlichen Lage“ – loyal wahrzunehmen habe, und setzt für die Sitzung am 13. März eine entsprechende Erklärung auf, die den Mitgliedern zur Unterschrift vorgelegt wird,<sup>32</sup> was Döblin, Thomas Mann u. a. zum Austritt veranlaßt – jüdische und andere unerwünschte Mitglieder werden ohnehin zwangsweise ausgetreten – und Benn die Rolle des kommissarischen Vorsitzenden der Sektion für Dichtkunst zufallen läßt. Benn arbeitet also tatkräftig an der Gleichschaltung der Akademie mit, indem er es ermöglicht, daß für die hinausgedrängten Mitglieder am 5. Mai andere völkisch gesinnte und regimetreue Mitglieder – u. a. Agnes Miegel, Carossa, Kolbenheyer, Johst und Vesper – nachgewählt werden, die Benn aber von Anfang an anmaßend und feindlich begegnen, so daß er sich schon in der nächsten Sitzung, in der Hans Johst zum Präsidenten gewählt wird, ausgeschaltet fühlt.

Dennoch ist es unbezweifelbar, daß Benn zunächst an eine „echte Erneuerung des deutschen Volkes“<sup>33</sup> glaubt und das neue Regime am Anfang emphatisch unterstützt. Am Tag des Reichstagsbrandes schreibt er in einem Brief an Egmont Seyerlen:

„Die Revolution ist da und die Geschichte spricht. Wer das nicht sieht, ist schwach-sinnig. ... Dies ist die neue Epoche des geschichtlichen Seins, ... sie ist da. Und wenn

---

<sup>30</sup> 4,85 (1,250).

<sup>31</sup> Katalog, S. 175.

<sup>32</sup> Katalog, S. 178f.

<sup>33</sup> 5,91 (4,78).

sie nach zwei Jahrzehnten vorüber ist, hinterläßt sie eine andere Menschheit, ein anderes Volk.“<sup>34</sup>

Am 24. April spricht er seine Rundfunkrede „Der neue Staat und die Intellektuellen“, die eine scharfe Absage an alle demokratischen und liberalen Werte enthält. Am 24. Mai reagiert er auf einen privaten, sehr höflich geschriebenen Brief des emigrierten Klaus Mann öffentlich im Rundfunk mit seiner „Antwort an die literarischen Emigranten“, die ihn vielleicht auf dem Höhepunkt seiner Illusionen, auf jeden Fall aber auf dem Tiefpunkt seiner intellektuellen und stilistischen Fähigkeiten zeigt und zugleich die endgültige Trennung von den früheren Freunden und Kollegen vollzieht. Benn ist eben nicht nur Mitläufer, sondern hat aktiv mitgewirkt, auch wenn er in seiner selbstverordneten Blindheit in dem, was sich vor seinen Augen abspielt, etwas anderes sieht, als er hätte sehen können, weil er es von früh an besser wußte. Erfährt er doch schon früh – bereits Ende April 1933 –, daß er unerwünscht ist, zumindest in den Reihen der neuen Akademie-Kollegen und beim Kulturminister Rust, dem Kurator der Akademie. Erwünscht wäre George gewesen, vielleicht auch Thomas Mann. Benn aber ist nicht mehr als ein nützlicher Idiot, der beiseite gedrängt und ausgeschaltet wird, wenn man ihn nicht mehr brauchen kann.

Sein Verhalten in den Jahren 1933/34 ist daher schizoid, zeigt deutliche Symptome einer gespaltenen Persönlichkeit: In zahlreichen Briefen und privaten Äußerungen spricht er von seiner Ernüchterung und seiner Distanzierung, die durch vielerlei negative Erfahrungen beschleunigt wird. Im September erhält er kurzfristig die Absage einer Lesung von Gedichten im Rundfunk; Gründe werden ihm nicht genannt; Benn vermutet: wegen seines Defaitismus. Im selben Monat erkrankt er, ahnt die tieferen Ursachen in sich selbst: Er leidet an seinen Verstrickungen, seinen politischen Verfehlungen, seinem Abstieg in die einst so verachtete Sphäre der Geschichte. Im Winter 1933/34 wird er vom NS-Ärztbund aus einer Liste von Ärzten gestrichen, die allein bestimmte Atteste ausstellen dürfen; die von Benn verlangte Begründung: seine jüdische Abstammung. Um seine Praxis zu erhalten, muß er an Schulungsveranstaltungen teilnehmen.

Die Rolle in der Öffentlichkeit dagegen, aus der er noch nicht herauskommt, zwingt ihn nach wie vor dazu, sich systemkonform zu verhalten oder doch zumindest den Anschein zu erwecken: Im Juli 1933 erscheint sein neuer Essayband mit dem Titel der Rede vom 24. April: „Der neue Staat und die Intellektuellen“. Im Oktober hält Benn zum letzten Mal einen Vortrag im Rundfunk über das 'zeitgemäße' Thema „Zucht und Zukunft“. Im Dezember

---

<sup>34</sup> Zitiert nach: Benn Chronik, Daten zu Leben und Werk, zusammengestellt von Hanspeter Brode, München 1978, S. 90.

beauftragt ihn die Akademie noch einmal mit einer Rede, und zwar zur Trauerfeier für den am 4. Dezember gestorbenen Stefan George, in der Benn dessen Dichtung und Kunstauffassung mit fatalen Sätzen für ein imperiales Weltbild faschistischer Prägung in Anspruch nimmt.<sup>35</sup> Die Trauerfeier wird dann aber im letzten Moment abgesagt. Im März 1934 hält Benn im Auftrag der „Union nationaler Schriftsteller“, der Ersatzorganisation für den PEN-Club, und in Vertretung des mit ihm befreundeten Präsidenten Hans Johst eine Begrüßungsansprache für Marinetti, den Präsidenten des italienischen Schriftstellerverbandes, der – so Benn – als Begründer des Futurismus dem Faschismus den Weg gebahnt habe.

Aber auch die Rolle, die Benn in der Öffentlichkeit spielt, bringt ihn schon früh in Schwierigkeiten, weil er trotz seines Engagements für den NS-Staat zumindest in den Kreisen der Schriftsteller, die jetzt das Wort führen, unerwünscht ist, nicht zuletzt wegen seiner literarischen Herkunft aus dem Expressionismus. In „Reclams Deutschem Almanach“ auf das Jahr 1934, der Anfang Oktober 1933 erscheint, bringt der Balladendichter Börries von Münchhausen in seinem Beitrag „Die neue Dichtung 1933“ eine scharfe Abrechnung mit dem Expressionismus, den er als Werk von „Deserteuren, Verbrechern, Zuchthäuslern“ und nicht zuletzt von Juden diffamiert, und an erster Stelle unter den an diesem „Hexensabbath“ beteiligten Autoren nennt er Benn.<sup>36</sup> Dieser Beitrag wird sogleich von 34 Zeitungen nachgedruckt. Benn, der sich dadurch ernsthaft bedroht sieht, stellt den Verfasser zunächst in einem Brief zur Rede und kündigt ihm die folgenreichsten Schritte an, verfaßt dann in weniger als vierzehn Tagen sein leidenschaftliches „Bekanntnis zum Expressionismus“, das schon am 5. November in der „Deutschen Zukunft“ erscheint und sogleich Aufsehen erregt, weil Benn den Expressionismus in Dichtung und Malerei als große, ernstzunehmende Aufbruchsbewegung innerhalb der europäischen Moderne historisch zu begreifen und zu verteidigen sucht. Aber noch einmal wird der freiherrliche Balladendichter ihm im Frühjahr 1934 zur Bedrohung, weil der es brieflich ablehnt, in die „Union nationaler Schriftsteller“ einzutreten, deren Vizepräsident der „reinblütige Jude“ Benn sei.<sup>37</sup> Noch einmal wendet Benn sich mehrfach brieflich an ihn, weil „unser Aller bürgerliche Existenz zu schwanken anfängt, wenn unser Ariertum in Zweifel gezogen wird“.<sup>38</sup> Die aufwendige 'Ahnenforschung', die Benn aus diesem Grund betrieben hat, erscheint Ende Juni 1934 unter dem

---

<sup>35</sup> Vgl. den ursprünglichen Text der Rede in Gottfried Benn: Kunst und Macht, Stuttgart, Berlin 1934, S. 81–100, sowie 4,549, Z. 27–29 (1,627).

<sup>36</sup> Expressionismus, Der Kampf um eine literarische Bewegung, hrsg. von P. Raabe, München 1965 (Sonderreihe dtv 41), S. 229f.

<sup>37</sup> Katalog, S. 232.

<sup>38</sup> An Oelze: Nr. 8 vom 25.4.1934.

Titel „Ahnenschwierigkeiten“ in der „Deutschen Zukunft“ und wird dann das erste Kapitel seiner Autobiographie „Lebensweg eines Intellektualisten“, die mit ihrem Erscheinen im Band „Kunst und Macht“ 1934 bereits große „Mißstimmung“<sup>39</sup> erregt.

Daß Benn zu dieser Zeit – Mitte 1934 – längst alle Hoffnungen, mit denen er sich 1933 für eine „Erneuerung des deutschen Volkes“ engagiert, als Illusionen durchschaut hat und darüber in Depressionen verfällt, geht nach dem sogenannten Röhmputsch vom 30. Juni 1934 aus seinen Briefen an F. W. Oelze und Ina Seidel hervor. Vom Herbst 1934 an hat er daher nur noch ein Bedürfnis: „Raus aus allem“,<sup>40</sup> aus allen Bindungen und Verbindungen und aus allen Schwierigkeiten, mit denen er in Berlin fast zwei Jahre lang durch eigenes Verschulden zu kämpfen hatte. Mit Hilfe alter Freunde aus der Studienzeit an der Péripière gelingt ihm die Reaktivierung: Er tritt als Oberstabsarzt im Rang eines Majors in die Reichswehr ein und bezeichnet dieses Untertauchen, wie schon erwähnt, als die 'aristokratische Form' der Emigration. Vor der Abreise nach Hannover, wo er am 1. April 1935 bei der Heeresanitätsinspektion – „hundsmäßig mies“<sup>41</sup> gestimmt – seinen Dienst antritt, schreibt er in einem Brief an Frank Maraun:

„In Berlin ist meine Lage unhaltbar geworden, wirtschaftlich, beruflich und vollends, Sie wissen, literarisch. Ich habe meine Praxis aufgelöst, die Belle-Alliance-Straße wird mich nicht wiedersehen.“<sup>42</sup>

Und in einem anderen Brief:

„Das Ausland verhöhnt mich, weil ich Nazi u. Rassist bin, u. die Nazis, weil ich un-deutsch, formalistisch u intellektuell bin. Scheibenkleister!“<sup>43</sup>

Immerhin hat er nun ein festes Einkommen, lebt ein dienstlich geregeltes Leben in Uniform, findet endlich Ruhe und Sicherheit in einer abgeschlossenen Welt, die noch nicht völlig gleichgeschaltet ist: Noch 1937 kann er seinem Kommandeur eine Abschrift des Briefes zeigen, mit dem Thomas Mann auf die Aberkennung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität reagiert: „Der General las und war begeistert“, berichtet Benn später.<sup>44</sup> Hier entstehen nun auch

---

<sup>39</sup> So im Brief an Nele vom 25.10.1934, in Nele Poul Soerensen: Mein Vater Gottfried Benn, Wiesbaden 1960, S. 40.

<sup>40</sup> An Oelze (Nr. 16 vom 18.11.1934).

<sup>41</sup> Gottfried Benn: Ausgewählte Briefe, 2. Aufl. Wiesbaden 1959, S. 64.

<sup>42</sup> Ebd. S. 64.

<sup>43</sup> An E. Büller (Nr. 39 vom 24.4.1935).

<sup>44</sup> 5,106 (4,94).

wieder, nach einer langen Pause, Gedichte, die Benn zum Teil auf die Rückseite von Speisekarten der „Stadthalle“ in Hannover schreibt, an den Freund Oelze in Bremen schickt und gelegentlich auf möglichst unauffällige Weise publiziert, darunter „Wer allein ist“, „Leben – niederer Wahn“, „Einsamer nie“ und „Astern“.

Unmittelbar nach seinem 50. Geburtstag am 2. Mai 1936, der Benn in der Presse auch jetzt noch einige Würdigungen einträgt, erscheint in der berühmtesten SS-Zeitung „Das schwarze Korps“ unter der Überschrift „Der Selbsterreger“ ein anonymer Angriff übelster Art, der die „Ferdeleien“ und „widernatürlichen Schweinereien“ seiner expressionistischen Lyrik hervorkehrt und der DVA vorwirft, daß sie „im Jahr 1936“ noch eine „derartige Geistesverblödung ins Volk zu tragen“ wagt.<sup>45</sup> Die Deutsche Verlags-Anstalt hat gerade aus Anlaß des Geburtstags mit der Auslieferung der „Ausgewählten Gedichte“ von Benn begonnen, die sofort gestoppt werden muß: auf Einspruch der Parteiamtlichen Prüfungskommission der NSDAP. Erst Ende Dezember 1936 kann dieser Band nach Entfernung der beanstandeten Gedichte ohne Werbung wieder ausgeliefert werden. Für Benn ist dieser Angriff, zumal er am 8. Mai 1936 sogleich im „Völkischen Beobachter“ nachgedruckt wird, eine ernste Bedrohung, die ihn „Uniform und Stellung kosten“ kann.<sup>46</sup> Die unmittelbaren Auswirkungen beschreibt Benn im Brief vom 12. Mai an Oelze so:

„Die Folgen: Meldung bei meinem Kommandeur, Bitte an Johst um Rehabilitierung, Meldung an das R.Krie.Min., Vorlegen der günstigen Kritiken. Nachweis, daß es sich nicht um „Ferdelei“, sondern wertvolle Gedichte handelt. Ehrenwörtliche Erklärung, daß ich nicht schwul bin (wegen „warme Luft“ im Schw. K.) Ist das alles schon jemals jemandem passiert? Prognose: die Militärs benehmen sich fabelhaft. Mein General sagt, nicht die Pöbeleien an sich könnten mich beleidigen, nur wenn ich darauf reagierte, wäre ich als Offizier in seinen Augen unehrenvoll. Was das R.K.M. sagt, ist fraglich. Ich bin nicht sehr günstig gestimmt. Und was dann? Als bemakelter Mann bei den Civilärzten wieder unterkommen? Sicher kaum möglich. Die sind schlimmer als andere noch [...] Vielleicht auch löst sich vorher bei einem SS-Mann ein Schuss auf der Straße und ich bin hinüber. Wenn es Deutschland von der „nordischen Idee“ erlöste, sei es mir willkommen. Satt habe ich den Dreck, den deutschen Dreck.“<sup>47</sup>

Doch Benn hat, dank der Hilfe von Hans Johst, dem Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, und der fairen Haltung seines Generals, noch einmal Glück: Er wird nicht verabschiedet.

---

<sup>45</sup> Katalog, S. 253 (Faksimile).

<sup>46</sup> An Oelze (Nr. 113 vom 8.5.1936).

<sup>47</sup> An Oelze (Nr. 114 vom 12.5.1936)



Aber seine Sicherheit bleibt trügerisch: Im Juli 1937 – gleichzeitig mit der Eröffnung der Ausstellung „Entartete Kunst“ in München – erscheint im Münchener Verlag J. F. Lehmanns ein Buch mit dem sprechenden Titel „Die Säuberung des Kunsttempels, Eine kunstpolitische Kampfschrift zur Gesundung deutscher Kunst im Geiste nordischer Art“.<sup>48</sup> Der Verfasser Wolfgang Willrich, ein nicht gerade bekannter Maler und Angehöriger der SS, zieht darin, wie nicht anders zu erwarten, gegen den Expressionismus, gegen die Lyrik der Jüdin Else Lasker Schüler und gegen die „Ekelhaftigkeiten“ der frühen Gedichte von Benn zu Felde und schreibt dann in einer Anmerkung.

„Daß dieser rechtzeitig 'gleichgeschaltete' Kulturbolschewist, als Vizepräsident der Union nationaler Schriftsteller und Mitglieder der Preußischen Akademie der Künste, sich auch im Dritten Reich nicht scheute, seine Machwerke von neuem auf die Öffentlichkeit loszulassen, veranlaßte „Das Schwarze Korps“ zu einer Enthüllung, die leider nicht den Erfolg zeitigte, den die SS für ihre redliche und berechtigte Kritik hätte erwarten dürfen.“<sup>49</sup>

Die Stoßrichtung ist deutlich genug. Wieder muß Benn seinen Vorgesetzten Meldung machen, wieder muß er Hans Johst um Hilfe bitten, der freilich selber in eine prekäre Lage zu kommen fürchtet, weil der Maler auch ihn wegen seiner literarischen Anfänge im Expressionismus im Visier hat, der daher seinerseits an einen seiner mächtigsten Freunde, den Reichsführer SS Heinrich Himmler, schreibt, um Benn (auch im eigenen Interesse) zu schützen. Und dieser hält tatsächlich seine schützende Hand über Benn, wendet sich am 22. September 1937 brieflich an Willrich und schreibt:

„Ich kenne den Fall Benn sehr gut und halte das Aufrollen dieses Falles von Ihrer Seite für unnötig.“<sup>50</sup>

Er verbietet ihm geradezu sein „Amoklaufen“ gegen Benn und die 'entartete Kunst' und schließt mit den Sätzen:

„Ich wiederhole meine Überzeugung, dass es wichtiger wäre, wenn Sie weiterhin gute Bilder malten, als nun jeden einzelnen, der im Jahre 1918/19 und auch meinewegen später als Künstler dumme Sachen geschaffen oder verfaßt hat, nun bis zur Vernichtung seiner Existenz zu verfolgen.“

So unbegreiflich diese Rettung ist, ist es Benns Rettung. Auch jetzt noch können seine Vorgesetzten bis hinauf in die höchsten Stellen im OKW ihn halten.

---

<sup>48</sup> München, Berlin 2. Aufl. 1938.

<sup>49</sup> S. 23.

<sup>50</sup> Katalog, S. 241f.

Auch jetzt wird er nicht verabschiedet, erreicht sogar noch im Sommer 1937 seine Versetzung von Hannover nach Berlin, wo er im Frühjahr 1938 freilich noch einmal in größte Schwierigkeiten gerät. Denn Willrich verfolgt Benn weiter: Er ist es vermutlich, der bewirkt, daß Benn mit Schreiben vom 18. März 1938 hinter dem Rücken von Hans Johst, dem Präsidenten, aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und ihm unter Strafandrohung Schreibverbot auferlegt wird. Wieder wendet Benn sich an Johst, der vermutet, daß Goebbels und Göring hinter dem Ausschluß stehen. Wieder hält dieser „in alter Kameradschaft“<sup>51</sup> zu Benn und wendet sich noch einmal an Himmler,<sup>52</sup> von dem er statt Härte „Güte und Revision“ zu erreichen hofft mit dem Hinweis auf die Gefahr für Benn:

„wenn ich richtig unterrichtet bin, wird Herr Benn nicht nur aus der Kammer ausgeschlossen, sondern auch als Offizier aus der Armee gestrichen. Da er der Armee als Arzt dient, wird auf diese zwei Ausschüsse hin die Ärztekammer nicht zögern und von sich aus gleichfalls die Existenz Gottfried Benns vernichten.“

Und noch einmal muß Benn seinen Vorgesetzten Meldung machen, den Fall darstellen und wochenlang auf eine Entscheidung warten, die am Ende aber doch, vermutlich durch Himmlers Eingreifen, günstig ausfällt. Noch einmal kann er von der Heeressanitätsinspektion gehalten werden, auch wenn ihm die höhere Offizierslaufbahn nun verschlossen ist: „Aber dahin“ – so Benn „ging mein Ehrgeiz auch nicht.“<sup>53</sup>

Eine Ironie der Geschichte, die wohl nur Ernst Bloch damals bemerkt hat,<sup>54</sup> ist es, daß zum selben Zeitpunkt, als das NS-Regime 1937 die undeutsche moderne, d. h. vor allem die expressionistische Kunst endgültig, als sei sie der Teufel, aus Deutschland austreibt, in der Moskauer Exilzeitschrift „Das Wort“ eine von Bernhard Ziegler eingeleitete Debatte über den Expressionismus beginnt, die ihren Ausgangspunkt in einer am Werk Gottfried Benns exemplifizierten These hat, nämlich der These: „heute“ lasse sich „klar erkennen, wes Geistes Kind der Expressionismus war, und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt: in den Faschismus“.<sup>55</sup>

Wieviel Benn von dieser Debatte zur Kenntnis gelangt ist, weiß man nicht genau. Alle anderen Vorgänge hat er später im „Doppelleben“ aus seiner Sicht ausführlich dargestellt, ohne freilich den für ihn peinlichen Schutz

---

<sup>51</sup> Katalog, S. 245.

<sup>52</sup> Ebd.

<sup>53</sup> 5,116 (4,105).

<sup>54</sup> Ernst Bloch: Diskussionen über Expressionismus, in: Die Expressionismusdebatte, Materialien zu einer marxistischen Realismuskonzeption, hrsg. von Hans-Jürgen Schmitt, Frankfurt a. M. 1973 (= es 646), S. 180.

<sup>55</sup> S. 50–60, Zitat S. 50.

durch Himmler zu erwähnen. Aber immerhin bemüht er sich bei seinen Ausführungen über das Jahr 1933 um Offenheit und Fairness und bekennt seinen Respekt gegenüber Klaus Mann, indem er dessen Brief vom 9. Mai 1933 abdruckt und hinzufügt:

„Dieser Siebenundzwanzigjährige hatte die Situation richtiger beurteilt, die Entwicklung der Dinge genau vorausgesehen, er war klarerdenkend als ich, meine Antwort [...] war demgegenüber romantisch, überschwenglich, pathetisch.“<sup>56</sup>

Erika Mann hat das 1950 für ihren toten Bruder Benn gegenüber mit Dankbarkeit anerkannt.<sup>57</sup>

Ich hoffe, daß deutlich geworden ist, wie es dem erging, der mitmachen zu müssen glaubte, obwohl er dazu wohl nicht prädestiniert war, der sich seit 1936 in Briefen, Essays, Prosa-Arbeiten und Gedichten auf seine Weise, d. h. primär aus ästhetischer Sicht, kritisch – „Was nicht direkt ins KZ-Lager führt, ist albern“<sup>58</sup> – mit dem NS-Staat und, vermittelt über seine Kritik am späten Nietzsche, mit sich selbst auseinandersetzt und im übrigen vom Beginn des Krieges an nur auf die Niederlage und das Ende der Nazi-Herrschaft wartet: Jeder Frühling ist ihm, wie die Briefe an Oelze belegen, eine Verheißung, eine Metapher für den Anfang des Endes.

\*

---

<sup>56</sup> 5,87 (4,74).

<sup>57</sup> Katalog, S. 204f.

<sup>58</sup> An E. Büller (Nr. 209 vom 4.4.1937).

# Meine Benn-Biographie

## Harald Steinhagen

Gottfried Benn hat mich ein Leben lang begleitet, manchmal habe ich auch gedacht: ein Leben lang verfolgt. Dabei beginnt das alles mit einem Versäumnis: Als Benn 1955 bei seinem Urlaub in Glücksburg (an der Flensburger Innenförde) zu einer Lesung nach Flensburg kam, kannte ich noch nicht einmal seinen Namen, so daß ich die Gelegenheit, ihn selbst bei seinem letzten öffentlichen Vortrag von Gedichten zu sehen und zu hören, ungenutzt ließ.

Die erste Bekanntschaft mit Benns Lyrik kam dann wenig später im Deutschunterricht der Oberstufe, wo wir eine kleine Anzahl von Gedichten behandelten, die mein Interesse für diesen Autor geweckt haben. In den ersten Semestern meines Studiums in Tübingen spielten dann, bedingt durch das Lehrangebot, zunächst andere Autoren eine Rolle. Erst als ich mich nach einem Thema für eine Dissertation umsah, kam, nachdem ich zunächst an Kafka und dann an Trakl gedacht hatte, Benn wieder ins Spiel, für den mein Doktorvater Friedrich Beißner allerdings kein großes Interesse hatte. Aber er ließ mich gewähren und akzeptierte meine Entscheidung, eine Arbeit über die „Statischen Gedichte“ zu schreiben. Während der Einarbeitung in Benns Gesamtwerk im Sommer 1964 verfaßte ich zu meiner Selbstverständigung einen kleinen Aufsatz, eher ein Referat, mit textkritischem Interesse, das ich an Oelze schickte. Er reagierte sofort, lud mich nach Bremen ein und bot mir an, sein Benn-Archiv kennenzulernen. Im Herbst 1964 kam Oelze dann zu einer Hölderlin-Tagung nach Tübingen, und auch Ilse Benn, aus Wolfschlugen (bei Nürtingen) herübergekommen, war dabei, so daß ich Gelegenheit fand, ihr meine Pläne zu erläutern. Sie sagte mir spontan ihre Unterstützung zu, und so kam es, daß ich 1965 in regelmäßigen Abständen nach Nürtingen fuhr, wo sie mich am Bahnhof abholte. So konnte ich den ganzen Tag in ihrem Haus arbeiten und hatte alle Materialien des Nachlasses auf dem Tisch, die ich für mein Projekt über die „Statischen Gedichte“ brauchte. Und abends am Bahnhof in Nürtingen drückte sie dem 'armen Studenten' immer 10 DM für die Bahnfahrt in die Hand. Seit dieser Zeit verband uns, meine Frau und mich, eine langjährige Freundschaft mit Ilse Benn.

Im Herbst 1967 konnte ich endlich meine fertige Dissertation abgeben, im Sommer 1968 erfolgte dann die Promotion. Anschließend arbeitete ich, so war es zwischen Ilse Benn, Bernhard Zeller, dem damaligen Direktor des Deutschen Literaturarchivs, und mir abgesprochen, für sechs Monate in Marbach, wo ich den gesamten Benn-Nachlass kopierte und in den Originalen und den für das DLA bestimmten Kopien dieselbe Ordnung herstellte: die

Keimzelle des Marbacher Benn-Archivs. Damit glaubte ich meine Beschäftigung mit Benn abgeschlossen zu haben. Aber dann bot mir Oelze bei einem der nächsten Besuche in Bremen die spätere Herausgabe der Benn-Briefe an, eine Aufgabe, die ich natürlich mit Dank annahm. Es sollte also weitergehen.

Noch in Marbach hatte ich eine Reihe von fragmentarischen Texten aus dem Benn-Nachlass für eine Publikation im „Schillerjahrbuch“ zusammengestellt, 1971 dann den Artikel über Gottfried Benn für das bei Rowohlt erschienene „Literaturlexikon 20. Jahrhundert“ verfaßt. In den frühen 70er Jahren war ich zunächst vor allem mit einer Arbeit über die Trauerspiele von Gryphius beschäftigt, mit der ich mich 1975 in Tübingen habilitierte. Gleich danach kam Oelze, der immer auf den richtigen Zeitpunkt gewartet hatte, mit dem Wunsch, die Edition der Benn-Briefe in Angriff zu nehmen, ein Projekt, das meinen Tübinger Kollegen Jürgen Schröder und mich bis ins Jahr 1980 in Anspruch nahm. Inzwischen war ich, einem Ruf nach Bonn folgend, seit 1976 hier tätig, und als mein Kollege Beda Allemann 1983 ein Colloquium zur 50. Wiederkehr des 30. Januar 1933 plante, entschloss ich mich, um mich auch diesem Kapitel der Bennschen Biographie zu stellen, mit einem Beitrag über „Gottfried Benn 1933“ daran teilzunehmen. Auch danach dachte ich, nun könnte Schluß sein. Aber dann (in Kürze):

1984 Vortrag bei einer Benn-Tagung im Goethe-Institut Rom, wo Jürgen Schröder und ich – auch Ilse Benn war anwesend – uns eine heftige Kontroverse mit Hans Egon Holthusen lieferten.

1986 Einladung nach Galway (Irland) und Vortrag bei einem Benn-Symposium.

Mitte der 80er Jahre Vortrag über Benn im Atelier des Malers Siegwart Sprotte (Kampen auf Sylt), wo ich ein Jahr zuvor einen Benn-Vortrag gehört hatte, der mich zu vielen kritischen Einwänden veranlaßte, und anschließend von Sprotte für den nächsten Sommer zum Vortrag eingeladen wurde.

1996 Verabredung mit Reclam über die Herausgabe eines Bandes mit Interpretationen von Benn-Gedichten, an dem sich neben einer Reihe von Mitarbeitern und jüngeren Kollegen auch Joachim Dyck, Hugh Ridley und Maria Fancelli beteiligten. Als Herausgeber habe ich das Vorwort beigesteuert und mich auf eine Analyse des Gedichts „Karyatide“ eingelassen.

2000 dann der hier publizierte Vortrag über „Gottfried Benn 1928–1938“, gehalten im Rahmen einer Reihe „Erinnerungsarbeit“ der VHS Bonn, der seitdem zwei Jahrzehnte bei mir in der Schublade lag und für den Abdruck hier in den „Mitteilungen“ aktualisiert wurde.

Als letztes seit 2009 zusammen mit Stephan Kraft und Holger Hof die Arbeit an der Edition des Briefwechsels zwischen Benn und Oelze, dessen vier Bände im Frühjahr 2016 erscheinen konnten.



Harald Steinhagen bei der Vorstellung des Briefwechsels zwischen Benn und Oelze auf der Jahrestagung der Gottfried-Benn-Gesellschaft e. V. 2016 in Potsdam.

Ziemlich viel Benn also. Dabei wollte ich nie ausschließlich als Benn-Spezialist wahrgenommen werden. Aber zum Glück fand ich während meiner Tätigkeit in Bonn auch immer wieder Zeit und Gelegenheit, mich mit anderen Autoren (Gryphius, Lessing, Schiller, Goethe, Grillparzer, Heine, W. Benjamin), mit anderen Werken und Fragestellungen zu beschäftigen.

Kleine Kuriosität zum Schluß: Zu meiner Überraschung hatte ich die Ehre, 2010 in den „Tagebüchern“ von Fritz J. Raddatz im Zusammenhang mit seinem Benn-Buch Erwähnung zu finden, titulierte als Oelzes „Lordsiegelbewahrer“ und namenloser „Provinzprofessor“.

\*



Alfred Bern.